

Inge Barth-Grözinger

Stachelbeer- jahre

Thienemann

Meinem Mann Hans-Ulrich gewidmet

Wart meinen Tod ab und dann hör mich wieder,
es kippt der Schneekorb, und das Wasser singt,
in die Toledo münden alle Töne, es taut,
ein Wohlklang schmilzt das Eis.
O großes Tauen!

Erwart dir viel!

Silben im Oleander,
Wort im Akaziengrün
Kaskaden an der Wand.

Die Becken füllt,
hell und bewegt,
Musik.

Ingeborg Bachmann

27. Oktober 1962
Kurz vor Mitternacht

Langsam hob sie die Lider, sie waren so unendlich schwer, fast schien es ihr, als habe man schwere Steine auf sie gelegt. Aber dann gelang ihr unter unendlichen Mühen, die Lider einen Spaltweit zu öffnen, und sie bemerkte sofort, dass etwas falsch war. Blitzschnell schloss sie die Augen wieder – welche Wohltat, der Last nachgeben zu können! Und dann bemerkte sie den Geruch und auch der war falsch. Es roch nach diesem billigen Veilchenzeug, das ihre Mutter immer benutzte und das sie nicht ausstehen konnte. Vorsichtig hob sie noch einmal die Augenlider, die Steine schienen leichter geworden zu sein, denn sie konnte die Augen offen halten.

Das war es! Der langfingrige Mondstrahl traf ihr Gesicht nicht von vorne, wie sie es gewohnt war, sondern von der Seite. Konturen schälten sich heraus, vor ihr stand die Kommode mit dem Waschkrug und daneben dieser unglaublich hässliche runde Stuhl mit dem rosafarbenen Plüschbezug – »den Stuhl mit Ausschlag« hatte sie ihn immer genannt – und plötzlich drang die Erkennt-

nis unter die bleiernen Lider, dass sie im Zimmer ihrer Mutter war. In ihrem Bett lag.

Diese Erkenntnis war so verblüffend, dass sie mit einer ruckartigen Bewegung aufstehen wollte, aber sofort schoss ein heißer Schmerz in ihren Kopf und sie ließ sich mit einem leisen Stöhnen zurück in die Kissen fallen. Kein einziges Mal, seit sie denken konnte, hatte sie im Bett ihrer Mutter schlafen dürfen, nicht einmal, als sie damals – mit fünf oder sechs Jahren – diese Lungenentzündung hatte, von der ihr noch die grässlichen Senfpflaster in Erinnerung geblieben waren, die man auf den Rücken geklebt bekam und die höllisch schmerzten.

Von unten hörte sie Stimmen, murmelnde, unterdrückte Stimmen, dazwischen die schrille und viel zu laute Stimme ihrer Halbschwester, aufgeregt, sich fast überschlagend und immer wieder von der Alten zur Ruhe ermahnt. »Großmutter« oder »Oma Hedwig« hatte sie die Alte nie genannt, nur wenn andere Leute dabei waren, ansonsten war sie »die Alte« und damit Schluss.

Was war denn los? Und warum lag sie mitten in der Nacht in Mutters Bett? Wie war sie überhaupt hierhergekommen? Sie lag bewegungslos da, aber trotz aller Schmerzen war jetzt jede Sehne ihres Körpers gespannt.

Und plötzlich schoben sich Bilder vor das silberne Mondlicht, das in das Fenster floss, doch auf einmal war es nicht mehr silbern, sondern rot vor Blut.

Und jetzt waren auch andere Stimmen da, laute Stimmen, ganz laute, und dazwischen ein Schrei und dann noch ein Schrei ... Nein, nicht diese Bilder und nicht diese Stimmen! Es musste ein Albtraum gewesen sein,

ganz bestimmt war es ein Albtraum. Hatte sie nicht den ganzen Tag Fieber gehabt? Sie wollte jetzt nach unten gehen, zu den anderen, und das würde alle diese Bilder verscheuchen.

Vorsichtig stand sie auf und tappte hinüber zur Kommode, wo neben dem »Ausschlagsessel« der Bademantel der Mutter lag. Sie versuchte hineinzuschlüpfen, ganz vorsichtig, mit zusammengebissenen Zähnen, denn jede Bewegung entfachte eine neue Flamme des Schmerzes in ihrem Kopf. Schließlich hatte sie es geschafft und sie ließ sich erschöpft auf den Hocker sinken. Aus dem Spiegel, der über der Kommode befestigt war, starrte sie ein fremdes Gesicht an. Für einen Augenblick wusste sie nicht, wem dieses Gesicht gehörte. Die Augen lagen so tief in den Höhlen, als habe man sie ausgekratzt und mit Kohlestücken gefüllt. Aber alles andere, das gehörte noch zu ihr, die dunklen, halblangen Locken – Haare wie Draht, sagte die Alte immer –, das schmale Oval des Gesichts und der kleine Leberfleck unter dem rechten Auge. Und der Mund, der war das Schönste an ihr, das Schönste in diesem doch eher durchschnittlichen Gesicht.

Enzo hatte das auch gesagt.

»Ein Kussmund, *mia bella*«, hatte er immer gesagt.

Aber sie durfte jetzt nicht an Enzo denken, denn sonst kamen die Bilder wieder, die Stimmen und die Schreie.

Sie musste nach unten gehen, zu den anderen, musste reden, den Albtraum verscheuchen. Aber sie blieb sitzen, starrte ihr Spiegelbild an und auch die Gesichter, die dahinter auftauchten; ein Reigen schemenhafter Gestalten

tanzte an ihr vorbei und auf einmal wusste sie ganz sicher, dass es kein Albtraum gewesen war!

Seltsamerweise waren es nicht Enzos Gesicht oder das ihrer Schwester Sieglinde oder ihrer Mutter oder die Gesichter der beiden Alten, die dieses blitzartige Aufscheinen einer Erkenntnis bewirkten.

Es waren die Kaninchen, die Großvater Gottfried in der großen Hütte hinter dem Haus hielt, in Käfigen hockend, aneinandergereiht, stumpfsinnig stierende, mümmelnde Kaninchen, schwarze, weiße oder auch grau gescheckte. Diese Kaninchen hatte sie gesehen, hatte sie angeschaut, als sie dann den Blick abgewandt hatte und meinte, in den Augen der Tiere furchtsame Verwirrung und blankes Entsetzen lesen zu müssen. Aber da war nichts gewesen, nur das stumpfe Stieren. Ja, die Kaninchen hatte sie gesehen, hatte in ihre Gesichter und ihre Augen gestarrt, als seien sie Spiegel des Entsetzlichen, aber nichts wurde zurückgeworfen von dem, was geschehen war. Und sie hatte das Grün, das bleiche Grün des Heus auf dem Boden gesehen, das sich mit dem Rot des Blutes vermischte.

Das Grauen packte sie jetzt und schien ihr die Kehle zuzudrücken. Was sollte sie bei denen da unten? Sie gehörten nicht zu ihr, hatten niemals zu ihr gehört!